

Nadja Wolters

Der nächste Seelenfänger

Band 1

Sweek Publishing

Sweek Publishing Taschenbuch

Originalausgabe

Copyright © 2018 by Nadja Wolters

Umschlaggestaltung: Sweek-Team von Sweek Publishing

ISBN 9789463676175

Für meine Familie

Prolog

Alles hat ein Gleichgewicht und alles ist Teil eines endlosen Kreislaufs.

Jede Seele hat einen Kreislauf, sie haben einen Anfang und ein Ende.

Die einen nutzen jede Sekunde von ihrer Geburt an, die anderen
verschwenden sie bis zu ihrem Tod.

Und doch ist jede einzelne Seele hier, bis ihre Zeit abgelaufen ist.

Unter ihnen wandelt auch der Tod, als Seelenfänger bezeichnet, der
Wächter des Gleichgewichts.

Unsichtbar, endlos, wartend.

Seine dunkle Essenz stets auf der Jagd nach Seelen, um sie einzusammeln.

Keiner entkommt ihm.

Niemals.

Das Gleichgewicht zu wahren, ist sein höchstes Gebot, seine einzige
Aufgabe.

Er ist unsterblich und doch wieder nicht. Seine Seelenenergie schwindet,
aber die dunkle Essenz lebt von Energie.

Ohne die dunkle Essenz stirbt er.

Ohne seine Energie stirbt die dunkle Essenz.

So ist er auf der Suche nach dem nächsten Wächter des Gleichgewichts,
dem nächsten Seelenfänger.

Die Zeit läuft ab. Und ohne Seelenfänger herrscht das Chaos.

Kapitel 1

„Auch Dinge, die wir nicht verstehen, geschehen aus einem bestimmten Grund.“

Die Wärme der Sonne kribbelte auf meiner Haut, während ich den erfrischenden Wind genoss, der sanft meine Haare anhub. Die winzigen Wassertropfen, die vom Pool auf meine Beine spritzten, als jemand hinein sprang, waren eine willkommene Abkühlung.

„Kann ich noch etwas für Sie tun?“, fragte eine männliche Stimme neben mir und ich fragte mich kurz, wann dieser unglaublich attraktive Kellner aufgetaucht war. Nur in einer sommerlich kurzen Hose gekleidet, bot mir sein nackter Oberkörper einen sexy Anblick. Ein hauchdünner Schweißfilm überzog seine Haut und ich beobachtete gebannt das Muskelspiel seiner Brust, während er mein leeres Cocktailglas auf sein Tablett stellte.

„Eine ganze Menge“, antwortete ich mit einem neckenden Grinsen und einem verführerischen Blick, wohl wissend, dass er mir nur noch ein Getränk bringen wollte. Aber ich konnte ja schließlich nichts dafür, dass ich an ganz andere Dinge dachte, wenn er sich mir so erotisch präsentierte. Die Hitze des Tages schien mir plötzlich um einige Grad angestiegen zu sein und meine Haut brannte vor knisternder Aufregung. Ich drehte mich auf der bequemen Stoffsonnenliege zur Seite und schob mein obenliegendes Knie nach vorne, um meinen gut trainierten Po in Szene zu setzen. Ich biss mir auf die Unterlippe und ließ dann meinen verführerisch Blick unter langen Wimpern wieder nach oben zu seinem Gesicht wandern. Ehrlich gesagt, hatte ich erwartet, dass er zumindest einen kurzen Blick auf meinen Körper werfen würde, denn genau das war ich von Männern gewohnt, doch der Kellner sah mich herausfordernd an. Vielleicht war er ja auch nur ein wenig schüchtern, daher machte ich auch den zweiten Schritt. „Wir könnten uns heute Abend auf meinem Zimmer treffen.“ Ich hatte nie ein Problem

damit gehabt, mit Fremden zu flirten, ich genoss es sogar gewisser Weise. Ich lächelte ihm wissend zu, aber seine Miene schien erstarrt zu sein.

Plötzlich ertönte ein grelles Piepen und ich sah mich irritiert um, aber niemand außer mir schien etwas anderes als das Meeresrauschen zu hören. Alle lagen nach wie vor auf ihrer Liege, ließen sich von der Sonne bräunen und genossen ihre Cocktails.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit bis mein Gehirn realisiert hatte, dass es der Wecker war, der mich aus meinem schönen Traum riss. Natürlich hatte ich selbst in meinen Träumen kein Glück. Murrend und ohne die Augen zu öffnen tastete ich nach dem störenden Ding, um diesen viel zu lauten Ton zum Schweigen zu bringen. Nach einigen Fehlversuchen fand ich den richtigen Knopf und der Wecker verstummte. Als es wieder still war, atmete ich entspannt aus und drehte mich genüsslich auf die andere Seite. Nur noch ein paar Minuten, dann würde ich aufstehen. *Versprochen.*

Verzweifelt versuchte ich wieder in meinen schönen Traum zu gleiten, aber wie immer ohne Erfolg, also warf ich nach wenigen Minuten schließlich frustriert die Decke zur Seite und suchte in meinem viel zu großen Kleiderschrank nach passenden Klamotten für den heutigen Tag. Während ich in meinen morgendlichen Selbstgesprächen den Wecker verfluchte, warf ich ihm kurz einen bösen Blick zu und ... Mist! Ich kam schon wieder zu spät! In Windeseile schlüpfte ich in die frischen Klamotten, huschte ins kleine Bad und war dankbar, dass ich am Abend bereits geduscht hatte, denn so hatte ich mehr Zeit meine strubbeligen, mittellangen Haare zu einem einigermaßen gepflegten Pferdeschwanz zu binden. In letzter Zeit putzte ich meine Zähne morgens nur noch im Eilverfahren und das Frühstück fiel gänzlich aus, denn ich verschlief immer öfter.

Auf dem zwanzigminütigen Fußweg zur Arbeit kam ich an der Bäckerei vorbei, in der ich mittlerweile Stammgast war und die meinen Becher Kaffee immer schon fertig auf der Theke stehen hatten, wenn ich kam. Ich bezahlte schnell mein Lebenselixier und warf der Frau mittleren Alters noch ein dankbares Lächeln zu, bevor ich die Bäckerei wieder überstürzt verließ und mit schnellen Schritten weiterlief. Vermutlich würde ich ein nettes Gespräch mit meiner Chefin führen, doch für Kaffee nahm ich mir immer Zeit.

Da ich diesen Monat Spätschicht im Kindergarten hatte und erst um 08:15 Uhr anfangen musste, herrschte auf den Straßen schon reges Treiben. An der Ampel, an der sich bereits eine lange Autoschlange gebildet hatte, bog ich in eine Seitenstraße ein. Dieser Weg war drei Minuten kürzer und bei mir kam es heute wirklich auf jede Sekunde an. Immer mal wieder joggte ich ein kleines Stück, aber ich wollte auch nicht vollkommen verschwitzt ankommen und verlangsamte mein Tempo daher wieder. Allerdings war ich nicht die einzige, denn fast jeder, der mir entgegen kam, schien es eilig zu haben. Ich sah auf mein Handgelenk, wo eigentlich meine Armbanduhr hätte sein sollen, um zu sehen, wie viel Zeit ich noch hatte, nach einer guten Erklärung für meine Verspätung zu suchen. Doch ich stellte genervt fest, dass ich sie mal wieder nicht an hatte. Typisch. Gestresst suchte ich mit der freien Hand in meiner Handtasche nach der ledernen Armbanduhr, dem einzigen Andenken, das ich von meiner Mutter noch hatte. Beim Suchen gönnte ich mir unbeholfen einen Schluck Kaffee und zuckte zusammen, als die heiße Flüssigkeit meine Zunge verbrannte. Heute war wirklich nicht mein Tag. Ohne nach Autos Ausschau zu halten, überquerte ich die schmale Seitenstraße, in der fast nie jemand fuhr.

Ich hörte den Motor aufheulen, bevor ich den silbernen Wagen sah, der um die Ecke gebogen kam und auf mich zuraste. Der Schock lähmte meine Muskeln und ließ mich mitten auf der Straße erstarren. Das Quietschen der Bremsen schmerzte in meinen Ohren und mein Herz raste mit dem fahrenden Auto um die Wette.

Mein Verstand wusste, dass ich wegrennen sollte und er schrie mich an, mich zu retten, aber ich bewegte mich nicht. Kurz bevor es mich erreichte, verlangsamte sich die Zeit für einen Bruchteil einer Sekunde. Dann wurde ich mit voller Wucht von den Füßen gerissen und rollte wie ein eingedellter Ball über das Auto, bevor ich dumpf auf dem harten Boden aufprallte. Innerhalb von Sekunden verschwamm meine Sicht und verlor sich schließlich in umschließender Schwärze.

Ich versank in tiefer Dunkelheit und mein Bewusstsein irrte orientierungslos umher, bis ich eine Gestalt erkennen konnte, die von Innen schwach zu leuchten schien. Es dauerte keine Sekunde, bis sich die Gestalt in einen Mann mit Gesicht verwandelte. Unverwandt sah er mich aus silbergrau leuchtenden Augen an und hob dann langsam seine große Hand. „Begleite mich ein Stück.“ Seine Stimme war mehr ein hallendes Echo, das irgendwie von wo anders kam. Vor meinem geistigen Auge erschienen meine verstorbenen Eltern, die vor Jahren ebenfalls bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren, während ich als kleines Kind überlebt hatte. Sie hatten ein großes Loch in meinem Herzen hinterlassen, das ich bis heute nicht füllen konnte. Doch während mich bei diesem Gedanken sonst eine Welle der Trauer überflutet hatte, spürte ich in diesem Moment nichts, als wäre ich durch eine unsichtbare Barriere von meinen Emotionen abgeschirmt. Ich sah meine Mutter lautlos lachen und meinen Vater lustige Grimassen schneiden, aber ich schaute einen lautlosen Film. Die bildliche Erinnerung an sie verzerrte wie eine Störung im Empfang, als ein Ruck durch meinen Körper ging und ich wieder in Dunkelheit versank. Dann sah ich meine beste Freundin Jill, die ich seit meiner Kindheit kannte und die für mich wie eine Schwester war. Mit großen Augen starrte die jüngere Version von Jill ihren geliebten Vater an, der uns vor dem zu Bett gehen immer eine Gruselgeschichte erzählt hatte. Ihre hübsche Mutter kam ins Zimmer und gab uns beiden einen kurzen Kuss auf die Stirn, bevor sie mit einem liebevollen Lächeln zur Tür ging und das Licht

ausschaltete. Wieder erschütterte etwas die Szene und riss mich in die tiefe Dunkelheit.

Ich wusste, was ich empfunden hatte, als sich der Tod meine geliebten Eltern geholt hatte und das wollte ich meiner besten Freundin nicht antun. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um diese Welt zu verlassen. Ich musste bei ihr bleiben, für sie da sein, wenn sie mich brauchte. Beherrscht von diesem einen Gedanken, wehrte ich mich gegen das unbekannte Ziehen an meiner Seele. *Ich will noch nicht sterben!* Es war nur ein Gedanken, aber es fühlte sich an, als würde ich ihn wie einen Befehl laut hinausschreien. Der unbekannte Mann ließ verwirrt seine Hand sinken und trat einen Schritt zurück, bevor er eins mit dem Schwarz wurde, das ihn umgab und auch seine leuchtenden Augen verblassten. Mit einer Wucht, die mir die Luft aus den Lungen presste, prallte meine Seele zurück in meinen Körper. Die alles umschlingende Schwärze bekam verschwommene Farben und blendenden Sterne tanzten in meinem Sichtfeld. Mit weit aufgerissenen Augen machte ich einen keuchenden Atemzug, als hätte ich zu lange die Luft angehalten und musste nun den Sauerstoffmangel ausgleichen. Meine Lungen brannten, als würde ein Feuer in ihnen lodern und mein Herzschlag nahm wieder an Geschwindigkeit zu, bis er viel zu schnell in meinem Brustkorb hämmerte. Jeder Schlag sandte einen schmerzhaften Blitz durch meinen Körper, der mich zusammenkrümmen ließ. Über mir erkannte ich nur verschwommene Gesichter, die irgendetwas zur Seite legten und vorsichtig an meinem rechten Bein zogen. Ein lauter Schmerzensschrei entfuhr mir und ich biss mir so stark auf die Zähne, dass sie knirschten. Meine Lider fielen mir immer wieder zu, als wären sie zu erschöpft, weil ich Nächte lang nicht geschlafen hatte. Meine Umgebung drehte sich und ich musste angestrengt gegen die Übelkeit ankämpfen, die in mir hochstieg. Mir war so schwindelig im Kopf, als wäre ich gerade zu viele Runden Karussell gefahren, daher lehnte ich mich mit großer Mühe doch zur Seite und übergab mich auf den Boden in der Hoffnung, das

würde meine Situation verbessern. Sofort wurde mir der Mund abgewischt und immer wieder klopfte mir jemand sanft auf die Wange. „Sehen Sie mich an. Augen auf lassen.“ Tatsächlich versuchte ich den Mann über mir zu fokussieren, doch leider wurde mein Bild nicht sehr viel schärfer. Dafür spürte ich den Schmerz in meinen Oberschenkeln umso deutlicher, sodass mir immer wieder schwarz vor Augen wurde. Ich realisierte so langsam, dass ich noch am Leben war und das Geschehen um mich herum der Wirklichkeit entsprach. Panik bahnte sich bereits ihren Weg durch meine Adern, doch das hektische Treiben der Menschen und der Schmerz, der überall zu sein schien, verhinderten den Ausbruch meiner Panikattacke. Mit einem lauten Martinshorn, welches ich nur wie durch Watte wahrnahm, fuhr der Krankenwagen los, bevor ich erneut das Bewusstsein verlor.

Als ich blinzeln wach wurde, lag ich in einem weichen Krankenbett in einem Einzelzimmer, während der Arzt versuchte mit mir zu reden. Blasse Erinnerungen, wie man mich im Krankenhaus verarztet hatte, huschten durch mein Gehirn, nur um gleich wieder zu verschwinden. Was danach noch passiert war, wusste ich nicht mehr, als habe man jegliche Bilder ausradiert. Meine Muskeln waren zu schwach, sich zu bewegen und die Benommenheit verlangsamte all meine Gedankengänge. Was war eigentlich mit mir passiert? Da war nur diese Schwärze, wenn ich versuchte, mich zu erinnern.

„Frau Lorman, Sie hatten einen schweren Autounfall“, begann der ältere Arzt mit einer rauen Stimme und sah mich mit einem mitfühlenden Blick an. Unfähig zu verarbeiten, was er sagte, hörte ich einfach nur wortlos und emotionslos zu. „Sie haben eine starke Kopfverletzung, zwei geprellte Rippen, ihr rechter Oberschenkel-knochen ist gebrochen und ihr linkes Bein hat einige Prellungen davongetragen. Aber ich schätze, Sie hatten mehr als nur einen Schutzengel.“ „Wir mussten eine Operation an ihrem Bein vornehmen, um es für die Heilung

zu stabilisieren. Sie werden eine Weile hier bleiben müssen." Der Arzt machte eine kurze Pause und warf mir einen prüfenden Blick zu, bevor er fragte: „Können wir jemanden für Sie anrufen?“

Eine halbe Ewigkeit betrachtete ich den Mann im weißen Kittel und mit seiner großen Brille auf der Nase. Seine Augen wirkten erschöpft und sein Gesicht war faltig von all den Jahren in diesem Beruf. „Pfle...“ das Kratzen im Hals, das von der Trockenheit meines Mundes herrührte, zwang mich zu husten, bevor ich schwer schluckte und erneut zu einer Antwort ansetzte: „Pflegefamilie.“ Der Arzt nickte knapp, verließ dann mein Zimmer und Stille breitete sich aus. Lediglich das Piepen der Geräte neben mir durchbrach diese und ließen keinen Zweifel daran, dass das alles gerade geschah. Mein Blick wanderte fast wie in Zeitlupe über die spärliche Einrichtung des Zimmers. Ein Tisch mit zwei Stühlen in einer Ecke war die einzige Sitzmöglichkeit für Besucher und der kleine Kleiderschrank neben der Tür war schon beinahe zu groß für das Zimmer. An meinem Bett stand ein winziger Tisch, auf dem einige Zeitschriften lagen und auf dem man meine Handtasche platziert hatte. Wenigstens war ein großes Fenster gegenüber der Tür, sodass das Zimmer vom Sonnenlicht durchflutet wurde und der Situation etwas Tröstliches gab.

Mein Blick war an dem Fenster hängen geblieben, durch das ich den blauen Himmel sehen konnte. Wie lange ich den kleinen Wolken dabei zugesehen hatte, wie sie vorbei zogen, wusste ich nicht, aber es hatte beruhigend auf mich gewirkt. Ein zaghaftes Klopfen lenkte meine Aufmerksamkeit auf die graue Tür, doch ich fühlte mich zu schwach „Herein“ zu rufen. Dennoch steckten meine Besucher den Kopf herein und meine Mundwinkel zuckten, als ich die kurzen roten Haare von Jill erkannte. Nachdem sie bemerkt hatte, dass ich wach war, riss sie förmlich die Tür auf bis diese gegen die Wand krachte und kam mit zwei großen, eiligen Schritten zu mir rüber. „Mira, was machst du denn für Sachen?“, fragte

Jill mit aufgeregter, hoher Stimme, während sie versuchte, mich zu umarmen und mich sofort wieder daran erinnerte, dass meine Rippen geprellt waren. Stechender Schmerz schoss durch meine Brust und ich konnte nur gequält etwas krächzen. „Jill.“ „Oh tut mir leid, tut mir leid, tut mir leid“, brabbelte sie und schreckte sofort zurück, damit ich wieder atmen konnte. Mein schmerzverzerrtes Gesicht entspannte sich etwas, als meine Lungen sich wieder mit Sauerstoff füllten und der Druck auf meiner Brust nachließ.

„Wir sind froh, dass du noch lebst“, erklang schließlich die Stimme von Emma, meiner Pflegemutter und die Trauer darin war beinahe greifbar. Ihr Mann Tobias hielt die schlanke, zerbrechlich wirkende Frau im Arm, als würde sie sonst zu Boden fallen. Auch er sah mich besorgt an. Der Tod war so nah gewesen, dass es die beiden fast lähmte und sie befürchteten, dass ihre Blase platzte, wenn sie sich zu viel damit beschäftigten. „Mir geht's gut“, brachte ich stotternd hervor und zwang mich zu einem winzigen Lächeln, obwohl jeder im Raum wusste, dass ich Schmerzen hatte. Aber ich ertrug nicht den Anblick in ihren Gesichtern: Sorge und Angst.

Dennoch konnte man beinahe beobachten, wie meinen Pflegeeltern die Last von den Schultern fiel und sie sich etwas aufrichteten. „Du wirst doch nicht sterben, oder?“ Jills aufgeregte Stimme und die aufgerissenen Augen waren ein Beweis dafür, dass sie diese Frage absolut ernst meinte und tatsächlich Angst davor hatte. Außerdem sprach sie die Frage aus, die allen im Raum das Atmen schwer machte. Ihre zierliche Hand drückte sanft meinen Unterarm, während sie mich erwartungsvoll betrachtete. Langsam drehte ich meinen Kopf, der sich durch den Verband doppelt so schwer anfühlte, erst nach links, dann nach rechts. Die Bewegung schmerzte, aber ich musste ihr antworten und ich konnte mir ein amüsiertes Grinsen nicht verkneifen. Trotz der Situation.

„Oh, Gott sei Dank. Ich wollte dir doch noch Christian vorstellen.“ Nun hatte Jill ein verliebtes Lächeln auf dem Gesicht und ich war froh, dass sie mit der

Situation so positiv umging. Ich lebte schließlich noch und wollte daher auch nicht behandelt werden, als würde ich jeden Moment sterben. Ihr Talent, das Thema so einfach zu wechseln und sich vom Ernst der Sache ablenken ließ, kam mir daher nur entgegen. Ich hob die Augenbrauen und schaffte es dieses Mal sogar ein breiteres Lächeln mit Zähnen zu zeigen. Jill sah aus, als hätte ich sie gerade bei etwas auf frischer Tat ertappt und ihre Wangen röteten sich, bevor sie den Blick senkte und nervös am Zaum ihres Shirts fuchtelte. „Dich kann man keine Sekunde alleine lassen.“ Obwohl mir das Sprechen schwerfiel, konnte ich es mir nicht entgehen lassen, sie zu necken und je mehr ich sprach, desto mehr schien sich mein trockener Hals daran zu gewöhnen. Ein zuckersüßes Lächeln legte sich auf ihre Lippen, während ihre Augen mich anstrahlten. „Mach so etwas nie wieder!“, hielt sie mir vor und machte dabei einen gespielt beleidigten Gesichtsausdruck, doch die Aussage meinte sie dennoch vollkommen ernst. Sie konnte die Themen so schnell wechseln, dass man manchmal nicht hinterher kam, aber ich hatte mich über die Jahre daran gewöhnt. „Versprochen“, gab ich zurück, um sie zu besänftigen und meinte es auch tatsächlich so. Ich würde nie mehr die Straße überqueren, ohne nach Autos Ausschau zu halten.

„Ich komm morgen nach der Uni und bring dir ein paar Sachen vorbei“, bot Jill an und ich fragte sie, ob sie dann auch direkt Bo füttern könnte. „Der dicke Kater sollte lieber mal eine Diät machen, aber da ist er wohl genau wie du. Wenn du wieder aus dem Krankenhaus kommst, werde ich dir mal zeigen, wie man sich gesund ernährt.“ Jetzt konnte ich mir ein Lachen nicht mehr verkneifen und bereute es gleich darauf bitter, als ich mir die Seele aus dem Leid hustete. Mit der Hand rieb ich mir über die Rippen, als könnte das den Schmerz lindern und wischte mit der anderen die Tränen weg, die sich in meinen Augenwinkeln gebildet hatten. „Hey, da gibt es nichts zu lachen. Du kannst nicht den ganzen Tag nur Fast Food in dich reinstopfen und Kaffee trinken.“ Ich konnte Jills Predigt leider nicht ernst nehmen, denn obwohl ich nicht so zierlich und dürr war

wie sie, hatte ich dennoch eine schlanke Figur. Und ich liebte Fast Food. „Auf Kaffee würde ich nicht einmal verzichten, wenn er mich umbringen würde“, antwortete ich ihr schon etwas flüssiger, da mein Mund vom Lachen nicht mehr so trocken war. Jill sah mich ungläubig an und schüttelte dann verständnislos den Kopf.

Auch ihre Eltern hatten inzwischen ein Lächeln auf den Lippen und die Liebe uns gegenüber war in ihren Augen deutlich zu sehen. Schnell blinzelte ich die Tränen weg, die meine Gefühle verraten würden. Ich wollte den Schein wahren, dass alles in Ordnung war. Ihretwegen. Die drei Personen im Raum waren meine Familie und ich wusste, wie sehr mich jeder einzelne von ihnen liebte, aber sie erinnerten mich gleichzeitig immer wieder daran, was ich verloren hatte. Meine richtigen Eltern konnte eben niemand ersetzen. Ein Kloß bildete sich in meinem Hals und ich hoffte, dass man mir die Trauer nicht ansah. Das hatten sie nicht verdient, denn auch sie hatten gute Freunde verloren.

„Komm Schatz, wir gönnen Mira noch etwas Ruhe“, sagte Tobias schließlich und drückte mir zum Abschluss die Hand, während Emma mir einen Kuss auf die Stirn gab. Jill stand nur widerwillig auf und wollte sich mit einer Umarmung verabschieden, stockte dann aber in der Bewegung und gab mir stattdessen einen Kuss auf die Wange.

Als die Tür zurück ins Schloss gefallen war und ich zum Fenster sah, setzte mein Herz aus.

Kapitel 2

*„Nur weil wir etwas nicht sehen können,
heißt es nicht, dass es nicht dennoch existiert.“*

In der Ecke meines Einzelzimmers stand ein Mann und betrachtete mich mit einem emotionslosen Ausdruck im Gesicht, der mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Wie zur Hölle war er in mein Zimmer gekommen? Das war unmöglich, ich hätte ihn doch bemerkt. Sein langer, schwarzer Mantel, der ihm bis zu den Füßen reichte, hing eng an ihm herab und untermalte seine steife Haltung. Die schulterlangen, dunkelbraunen Haare wirkten im Vergleich zu den blass silbergrau leuchtenden Augen fast zu normal und störten das dunkle Gesamtbild. Erst als der Mann mir seine Hand hinhielt, realisierte mein Gehirn, wo ich ihn schon einmal gesehen hatte. Vor meinem inneren Auge schossen Bilder des Autounfalls vorbei, während die Puzzleteile meiner fehlenden Erinnerung wieder zusammengesetzt wurden. Als ich schließlich bei dem Bild angelangt war, bei dem ich in den blauen Himmel sah und mich dann die Dunkelheit verschluckte, verlangsamte sich alles in Zeitlupe. Erneut sah ich meine Eltern, meine Pflegeeltern Emma und Tobias und Jill. Ich sah auch den Mann wieder, wie er die gleiche Haltung eingenommen hatte, wie er es jetzt in meinem Zimmer tat.

Sofort wurde ich wieder in das Hier und Jetzt katapultiert und musste schwer schlucken, weil ich Angst hatte. Ungeheure Angst vor dem Mann. Abgesehen davon noch jemanden zu verlieren, der mir am Herzen lag, gab es nichts, vor dem ich mich fürchtete. Bis jetzt jedenfalls. Mein Puls raste und ich hörte mein Blut in den Ohren rauschen. Eine feine verräterische Gänsehaut überzog meine Arme und kribbelte in meinem Nacken, als ich von der großen, ausgestreckten Hand wieder in diese Augen sah, in denen man das schwache Leuchten nur erkennen konnte, wenn man genau hinsah. Je mehr Sekunden vergingen, desto

mehr wuchs meine Angst zu einem großen Ungeheuer, das meinen Körper lähmte. Ich wollte nach Hilfe rufen, nahm es mir immer wieder vor, aber jedes Mal, wenn ich den Mund öffnete, blieben mir die Worte im Hals stecken. Mein Herz pochte aufgeregt in meiner Brust und wirkte dabei, als hätte es einen eigenen Willen und wolle fliehen.

Vielleicht wollen mich Außerirdische entführen, schoss es mir durch den Kopf, obwohl ich in normalen Situationen nicht einmal an so etwas glaubte. Aber das hier war kein gewöhnlicher Moment und dieses Etwas in der Ecke war auch sicher kein Mensch. Menschen hatten Emotionen, eine ganze Menge sogar und ihre Augen leuchteten auch nicht wie die der Aliens in einem schlechten Horrorfilm. Diese Gestalt hatte alles, was einen Albtraum zu dem schlimmsten deines Lebens machte. Die Atmosphäre war so eisig, dass sich kleine Wölkchen vor meinem Gesicht bildeten. Ich wollte rennen, schreien oder zumindest wegsehen, aber ich war wie gebannt. Dann bewegte sich der Mund des Mannes, aber ich hörte seine Worte nicht. Viel zu laut war das Rauschen meines Blutes in meinen Ohren. Meine Lungen brannten, weil ich vergessen hatte zu atmen und meine Augen schmerzten, weil ich nicht wagte zu Blinzeln. Mit einer sehr langsamen Bewegung führte ich meine Hand zu meinem Arm um mich zu kneifen, in der Hoffnung daraufhin eventuell aus einem Traum aufzuwachen. Aber nichts geschah. Vielleicht träumte ich zu tief. Ich kniff die Augen so fest zusammen, dass es beinahe schmerzte und flüsterte mir dann panisch zu: „Das ist nur ein Traum. Das ist nur ein Traum. Das ist nur ein Traum.“

Als ein kräftiges Klopfen erklang, starrte ich erst zur Tür und dann zum Fenster. Der Mann war weg. Durch die nun offene Tür kam eine Pflegerin mit einem Tablett und warf mir einen besorgten Blick zu. „Haben Sie gerade mit jemandem geredet?“ fragte sie und sah mich dabei neugierig an. Ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen stieg und mein Kopf auf der Suche nach einer Erklärung schmerzte. Was passierte hier? „Ich führe manchmal Selbstgespräche, wenn ich